

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1895)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Arequipa und Cuzco : Notizen über Land und Leute auf Grund eigener Beobachtungen  
**Autor:** Zollikofer, J. Oscar  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092507>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Arequipa und Cuzco.

Notizen über Land und Leute auf Grund eigener Beobachtungen.

Von Joh. Oscar Zollikofer, St. Gallen, gewes. deutscher Konsularagent in Cuzco.

Perú wird von Europa aus gewöhnlich auf zwei Haupttrouten erreicht: die eine geht quer über den südlichen Teil des atlantischen Oceans an St. Vincent und den Capverdischen Inseln vorbei, dann durch die Magellanstrasse und endlich im stillen Ocean längs der ganzen chilenischen Küste; die andere führt nach Westindien, passiert die Antillen, berührt Colon oder Aspinwall, von wo den Reisenden eine ca. dreistündige Eisenbahnfahrt nach Panamá bringt, und setzt sich, der Küste von Columbien, Ecuador und Perú entlang, im stillen Ocean fort. Noch eine dritte, angenehme Reise ist diejenige über New-York-Havanna-Colon-Panamá. Die Fahrt auf direktem Steamer via Magellanstrasse dauert, je nach der Zahl der angelaufenen Häfen, 5 bis 7 Wochen. Das Klima der zu passierenden Gegenden ist gesund, werden doch die Tropen kaum berührt. Sehr lästig und gefährlich dagegen ist wegen der stetigen, heftigen Stürme die Ausfahrt aus der Magellanstrasse in den stillen Ocean. Über Panamá dauert die Reise nur ca. 30 Tage, die tropische Hitze macht sich aber uns Europäern hier sehr fühlbar, und schon manche Passagiere sind bei den Antillen, in Panamá und Guayaquil dem Typhus und gelben Fieber zum Opfer gefallen. Da der Schienenweg über die Cordilleren seiner Vollendung entgegengeht, wird in nicht ferner Zeit für die Reise nach der Westküste Südamerikas der kürzere Weg über Buenos Ayres durch Argentinien und Chile den anderen Routen den Rang ablaufen. Eine Reise nach einem peruanischen Hafen kostet die Person in erster Kajüte ca. £ 80 oder Fr. 2000.

Wenn man sich der Küste von Perú nähert, sei es von Süden oder von Norden her, hat man beständig den kahlen, sandigen, meist jeglicher Vegetation baren Küstenstrich vor sich, hinter welchem das Land rasch terrassenförmig bis zur mächtigen Gebirgskette der Anden emporsteigt. Nur da, wo die aus den Kordilleren entspringenden

Flüsse und Bäche die Küste kreuzen, ist eine prächtige, fast tropische Vegetation zu bemerken, wenigstens so weit, als das künstlich abgeleitete Wasser reicht. Regen fällt nämlich an der Küste so zu sagen nie, kann doch der vom Meer herkommende Nebel kaum als solcher bezeichnet werden. Auf einer Landreise — so nennt man in Perú die Reisen auf einem Reittier im Unterschied von den Bahnfahrten — traf ich an der Küste zwischen Mollendo und Arica an einigen Stellen mitten in den Sandsteppen kleine Oasen mit Olivenhainen, die ihr Dasein Wasserquellen verdanken. Aus dem Strandboden von Arica werden auch die von den Eingebornen sogenannten *ojos gentiles*, die Menschen- oder Fischaugen, ausgegraben, über deren Natur die Gelehrten noch nicht einig sind.

Bis Ende der Sechziger-Jahre war Islay der Hafen von Arequipa, musste dann aber dem einige Meilen südlich gelegenen, viel ungünstigeren Mollendo weichen, als dieser Platz vom peruanischen Kongress zum Ausgangspunkt für die Eisenbahn kreiert wurde, weil einige einflussreiche Abgeordnete ihre nahen Zucker- und Reisplantagen von ihr berührt haben wollten. Während die Bucht von Islay den Schiffen einen sichern Anker- und Landungsplatz bot, macht in dem etwas vorspringenden Mollendo eine furchtbar starke Brandung das Aus- und Einschiffen von Passagieren und Waren oft zur Unmöglichkeit. Mit seinen sandigen, ansteigenden Strassen und barackenartigen Häusern erweckt der Ort in dem Ankömmling gar keinen günstigen Eindruck. Dazu tragen auch die vielen an der ganzen Küste verbreiteten Aasgeier bei, welche sich übrigens durch Vertilgung von Küchenabfällen, Unrat und verendeten Tieren der menschlichen Gesellschaft sehr nützlich erweisen. Die Vegetation beschränkt sich auf einige wenige Privatgärtchen, deren Besitzer das in einer Röhrenleitung von Arequipa kommende Trinkwasser sich hiefür zu Nutzen ziehen. Die circa 1500 Einwohner von Mollendo ziehen ihren Unterhalt hauptsächlich aus dem Hafenverkehr und auch aus dem Fischfang. Die wenigen Hafenagenten sind meistens Fremde, welche zusammen mit den höheren Zollbeamten, Eisenbahnangestellten und politischen Behörden die sogenannte bessere Gesellschaft bilden. Etwas Abwechslung in das eintönige Leben bringen die aus dem Innern kommenden Badegäste.

Überreste eines eisernen Gerüstes zeigen dem Reisenden noch die Umrisse des früheren prächtigen Stationsgebäudes, welches im letzten Krieg durch das chilenische Bombardement zerstört wurde.

Der Staat hat die Bahn an die Bondholders der Guano-Lager, eine Aktiengesellschaft, verpfändet. Die ganze Verwaltung wird heute in einem alten Eisenbahnwaggon besorgt, wo Kasse und Güterexpedition vereinigt sind. Wöchentlich gehen etwa drei Personenzüge ab, die gewöhnlich nur aus Lokomotive, einem Gepäck- und einem oder zwei Personenwagen bestehen. 20 Kilometer fährt man ganz eben dem Meer entlang. Dann beginnt die Steigung, die bei der 30 Kilometer von Mollendo entfernten Station Tambo schon 305 Meter ü. M. beträgt. Von hier aus geniesst man eine wunderschöne Aussicht auf das weite Meer, den Tambofluss und sein Tal, aus dessen Grund das kräftige, frische Grün der vielen Zucker- und Reisfelder das Auge des Beobachters sehr wohltuend berührt. Hernach schlängelt sich der Zug in grossen Zickzacklinien keuchend immer bergan, erreicht nach 55 Km. in Cachendo die Höhe von 990 M., nach 122 Km. in Vitor schon 1630 M. und nach 172 Km. in Arequipa sogar 2300 M. Man passiert 16 Stationen, wovon aber die meisten nur Wasserstationen sind. Gespeist werden sie aus der von Arequipa nach Mollendo führenden Röhrenleitung, denn die von der Bahn durchzogene Region ist eine völlig wasserlose, nackte Hügel- oder Berglandschaft. Viel Interessantes bietet somit die ca. 9stündige Fahrt nicht. Hie und da nur sieht man eine ganz vereinzelt Gruppe von Cactus, die man aus der Ferne für eingerammte Pfähle halten könnte. Zu den Annehmlichkeiten gehört es dagegen, dass man keine Eisenbahnzusammenstösse befürchten muss. An geeigneter Stelle hält der Zug, damit die Passagiere die Mahlzeiten einnehmen können. Wer nicht so rasch wie die anderen damit fertig wird, den ersucht der galante Kondukteur, sich Zeit zu nehmen, da der Zug bei den grossen Distanzen durch vermehrte Geschwindigkeit das Verlorne schon wieder einholen könne. Bei Uchumayo und Tiabaya erweitert sich die Scenerie. Man gelangt allmählig in bebautes Land mit Kleefeldern (Lucerne), Maispflanzungen und Obstbäumen, überschreitet einen Fluss von der Grösse der Thur und erblickt im Hintergrunde die sanft ansteigende Stadt Arequipa am Fusse des kegelförmigen, 5700 M. hohen Vulkans Misti. Südöstlich erhebt sich der Pichupichu zu 5430 M., nördlich steigt der Chanchani zu 5800 M. an und über ihn hinaus wird noch die 6955 M. hohe Schneekuppe des Coropuna sichtbar, die in Arequipa wegen der zuckerhutähnlichen Gestalt *pan de azucar* heisst.

Arequipa hat schon vor der Eroberung durch die Spanier existiert. Der Name wird aus der Indianersprache, dem sogenannten

Kechua, abgeleitet. Er besteht eigentlich aus den zwei Worten *ari-kepa* und soll bedeuten: hinter dem spitzen Berge, d. h. hinter dem Vulkan. Es ist die zweitgrösste Stadt von Perú und zählt ca. 35,000 Einwohner. Einer Oase gleich liegt es in unabsehbarer Wüste, nur dass man sie sich nicht flach, sondern gebirgig vorstellen muss. Von dem stark fallenden Chiliflusse, an dem Arequipa liegt, wird nämlich eine Stunde oberhalb der Stadt ein Teil des Wassers durch Kanäle und Schleusen in die Felder abgeleitet. Diese künstliche Bewässerung giebt dem Orte seine üppige Vegetation und ermöglicht es den meisten Häuserbesitzern, einen kleinen Garten zu halten. Klee wird das ganze Jahr geschnitten, Mais zweimal geerntet.

Der Regen fällt sehr spärlich und nur zur Sommerzeit, d. h. vom November bis Februar, ja ich erinnere mich an Jahre, wo es überhaupt nicht geregnet hat. Die Luft ist dünn und trocken, die Tages-temperatur mild und sehr angenehm, ungefähr wie hier im Juni, nur das ganze Jahr so ziemlich gleich, so dass die Bezeichnung „ewiger Frühling“ vollkommen zutrifft. Die Nächte dagegen sind frisch, im Winter, d. h. vom Juni bis August, sogar recht kalt. Nach der geographischen Lage (16° südl. Breite) sollte es in Arequipa bedeutend wärmer sein, hat doch Rio de Janeiro an der Ostküste unter dem 23. Grad südl. Breite bekanntlich eine tropische Hitze. Aber einmal wird die Temperatur an der Westküste durch kalte Meeresströmungen, die hier vom Süden kommen, abgekühlt und dann übt die hohe Lage einen mildernden Einfluss aus. In Perú herrscht fast das ganze Jahr Tag- und Nachtgleiche; der Unterschied beträgt je nach der Jahreszeit höchstens eine Stunde. Die Dämmerung dauert nur fünf bis zehn Minuten. Im allgemeinen ist das Klima gesund, wirkt aber etwas erschlaffend. Vor Erkältung hat man sich wohl zu hüten, da leicht Lungenentzündungen daraus entstehen. Man kleidet sich darum nicht leicht, trägt das ganze Jahr am besten wollenes Unterzeug und abends einen Sommerpaletot. Wegen des milden Klimas und der hohen Lage wird Arequipa von vielen Lungenkranken besucht, und füglich darf man es das südamerikanische Davos nennen. In der Nähe befinden sich auch eisen- und schwefelhaltige Thermalbäder, welche Wunder wirken. In Europa würde man gleich Kapital daraus schlagen, dort sind sie öffentlich, werden samt Wohnung gratis benützt und stehen unter Aufsicht der Behörden.

Auf dem Hügel Carmen alto bei Arequipa befindet sich ein von einem reichen Amerikaner angelegtes und von den Vereinigten Staaten unterhaltenes astronomisches Observatorium, wo ein Gelehrter und

einige Gehülfen mit den neuesten Apparaten den hier besonders klaren Sternenhimmel beobachten. Dazu gehört eine meteorologische Station am Chanchani, 5075 M. ü. M., an der Grenze des ewigen Schnees. Sie liegt somit noch 265 M. höher als die Montblanc-Station. Gleichwohl lässt sie sich von Arequipa aus bequem in 8 Stunden zu Pferd erreichen. Es ist eine Hütte mit selbstregistrierenden Instrumenten, die jede Woche einmal abgelesen werden, so dass der ständige Aufenthalt eines Beobachters überflüssig wird. Ohne Zweifel werden Beobachtungen so hoch über Meer und so nahe dem Äquator wichtige Einsichten in die Wärme- und Bewegungsverhältnisse der oberen Luftschichten eröffnen.

Auf dem Observatorium werden auch Erdbebenstudien gemacht, Arequipa ist nämlich sehr berüchtigt wegen seiner häufigen Erderschütterungen, deren monatlich, oft wöchentlich, mehrere vorkommen. Man unterscheidet Erdzittern (*temblores*) und Erdbewegungen (*terremotos*). Letztere sind wegen ihrer Heftigkeit gefürchteter. Die Bewegungen können wellenförmig sein oder auch stossend von unten kommen, in welchem Falle die Zerstörung grösser wird. Gewöhnlich geht dem Hauptmoment ein aus dem Innern der Erde kommendes donnerartiges, von einem Zittern des Bodens begleitetes Rollen voraus, so wie wenn ein schwerer Wagen in einiger Entfernung über unebenes Pflaster führe. Der Krater des Misti ist noch nicht erloschen, vielmehr steigen fortwährend Schwefeldämpfe empor. Doch sieht man es viel lieber, wenn er raucht, indem dann die Gase und Dämpfe einen natürlichen Ausweg haben und sich bei ihrer Entwicklung und Ausdehnung nicht gewaltsam Bahn brechen müssen, was eben die Erdbeben veranlasst. Hat eine Zeit lang kein Erdbeben stattgefunden, so kann man sicher sein, dass das nächstfolgende ein starkes wird, und es sind die Leute in diesem Falle stets besorgt. Der Neuangekommene spürt die Erschütterungen im Anfang wenig, mit der Zeit aber immer mehr, so dass viele dabei nervös werden und gleich beim geringsten Geräusch ein Erdbeben im Anzuge glauben. Ich habe 1880 ein Beben erlebt, wobei ein massiver steinerner Kirchturm ins Schwanken geriet und umstürzte. Die Stadt ist denn auch schon mehrere Male durch terremotos zerstört worden, zuletzt am 13. August 1868, wobei sie so zu sagen vollständig in Trümmer sank. Die Bewohner lassen sich aber dadurch nicht abhalten, den Ort immer wieder aufzubauen. Die abergläubischen Arequipeñer schreiben die Erdbeben einer Fügung Gottes zu. Es werden jedesmal die Kirchenglocken angeschlagen, und nachdem sich die Leute von der Strasse oder den

öffentlichen Plätzen in Sicherheit gebracht haben, fangen sie an, laut zu beten und die Heiligen anzurufen. Ganz besonders verehren sie ihren verkörperten Christus in der Kathedrale, der beim grossen Erdbeben 1868 unversehrt blieb, sie nennen ihn *Señor de los temblores* (Herr der Erdbeben) und tragen ihn am Jahrestag des Unglücks in der Stadt herum. Mir ist es einmal passiert, dass ich während eines Erdbebens von Landleuten gezwungen wurde, vom Pferd herunter zu steigen und den Hut abzunehmen, indem sie sagten, durch die Natur spreche Gott (*está hablando Dios*).

Die Stadt ist ganz regelmässig gebaut und in Häusergevierte (*Mansanas*) eingeteilt, deren Seiten (*cuadras*) circa 120 M. messen. Die Strassen sind mit kleinen Flusssteinen gepflastert, darum etwas holperig. Längs den Häusern ziehen sich Trottoirs von Sandsteinplatten.

Die besseren Häuser werden aus einem porösen Stein (genannt *Sillares*), wahrscheinlich einer Art Lava, im maurischen Stil gebaut. In der Mitte der Fassade ist ein grosses Tor oder Portal mit Doppeltüre. Zu beiden Seiten im Erdgeschoss sind je ein oder zwei Fenster mit hübschen Eisengittern angebracht. Durch den Torweg gelangt man in den gepflasterten Hof (*patio*), dessen Mitte gewöhnlich eine kleine Pflanzengruppe oder eine Fontaine einnimmt. Viele Häuser haben noch ein Stockwerk aufgebaut, aber gewöhnlich von leichterem Material. Die hohen Zimmer besitzen meterdicke Wände und massive gewölbte Decken, welche zugleich das Dach bilden. Sämtliche Zimmertüren münden nach dem Hof. In einem zweiten, inneren Hof befinden sich Küche, Hühnerhof und Dienerzimmer. Die Zimmerböden sind aus Backsteinen zusammengesetzt, über die eine Strohmatten und dann noch ein Teppich gelegt wird. Glücklicherweise giebt es bei dem überaus trockenen Klima kein Ungeziefer, sonst wären die am Boden befestigten Teppiche nicht praktisch. Von Holz sind nur die Türen und Fensterrahmen. Im Lande giebt es nämlich kein Bauholz, es muss von Kalifornien importiert werden und ist daher sehr teuer. In der Ausstattung des Empfangszimmers findet man wenig Abwechslung. Überall sind Möbel im Stil Louis XVI oder XIII zu sehen. Ein solches Set besteht gewöhnlich aus einem Dutzend mit Seidendamast überzogenen Stühlen, welche dicht nebeneinander der Wand entlang stehen, zwei eben solchen Lehnstühlen, einem oder zwei Sofas, einem ovalen Mitteltisch mit Marmorplatte, zwei Marmorkonsolen, zwei darüber angebrachten grossen Spiegeln mit überladenen Goldrahmen und einem ovalen Mittelspiegel über dem Piano. Bilder

sieht man fast gar nicht, dagegen ein halbes Dutzend Spucknäpfe, weil viel geraucht wird. So steht es bei den besser situirten, decenten Leuten, welche mehr im Centrum der Stadt wohnen. Je näher man aber der Peripherie kommt, desto ärmlicher werden die Wohnungen. Sie bestehen gewöhnlich aus einem einzigen nach der Strasse sich öffnenden Raum, worin das Gewerbe, meist ein einheimisches Restaurant, betrieben wird. Die offene Türe verschafft Licht und Luft, ein hinteres Lokal zum Schlafen mündet in der Regel in einen engen Hofraum, der zugleich als Küche, Waschlokal und Stall für Federvieh, Kaninchen und Schweine dient. Die Strassen werden mit Petroleum beleuchtet. Als ich 1879 nach Arequipa kam, sah ich noch während der ersten acht Tage Gaslicht, dann hörte die Gasfabrikation auf, weil während des eben ausgebrochenen chilenisch-peruanischen Kriegs keine Kohlen zugeführt wurden.

Die schönsten Gebäude der Stadt sind die Kirchen und Kapellen, deren es etwa 40 giebt. Der Hauptplatz im Centrum ist auf drei Seiten von hübschen Bogengängen, breiten Trottoirs und Verkaufslokalitäten eingefasst. Auf einer Seite schliesst ihn die im Innern prachtvoll ausgestattete Kathedrale ab. In der Mitte des Platzes steht eine von einem kleinen Garten umgebene hübsche Fontaine. Verkaufsmagazine befinden sich in wenigen bestimmten Strassen, wie Calle Mercaderes, Puente, St<sup>o</sup>. Domingo. Eigentliche Hôtels existieren nur drei. Sie werden von Fremden geführt und heissen: Central, Americano und Italiano.

Von der Stadtgrenze an führen nach der Umgebung (*campiña*) sandige, unebene Wege, welche hie und da von Kanälen der künstlichen Bewässerung und ausgetrockneten Bächen und Dämmen durchkreuzt sind, so dass es nicht möglich ist, mit Wagen zu fahren. In Arequipa giebt es weder Equipagen noch andere Wagen, ausser ein paar zweirädrigen Camionnagekarren. Dagegen sind die Arequipeñer stolz auf ihre Pferdebahn, die aber nur in der Stadt und nach der Eisenbahnstation verkehrt, von wo man nach Mollendo, sowie auch nach dem Titicacasee fahren kann. Der schlechten Wege halber geht man auch nicht spazieren, sondern wer es irgendwie kann, hält sich ein Reittier, Pferd oder Mula, deren Unterhalt bloss ca. 20 Fr. per Monat kostet.

Die Bevölkerung besteht zum grössten Teil aus Mischlingen aller Arten. Es hat eine Rassenvermischung zwischen Weissen, Kreolen, Indianern und Negern stattgefunden. Chinesen, welche früher als Sklaven ins Land gebracht wurden, sieht man auch noch häufig.

Weisse von rein spanischer Abkunft giebt es wenige, denn in alle Familien ist im Laufe der Zeit fremdes Blut eingedrungen. Trotzdem würde es ein Mitglied der besseren Gesellschaft, besonders eine Dame, sehr verübeln, wenn man es, obwohl etwas gelb oder bräunlich angehaucht, nicht zur weissen Bevölkerung zählen wollte. Diejenigen, welche die Natur nicht sehr begünstigt hat, helfen gewöhnlich mit Puder und Schminke nach. Der Peruaner ist gutherzig, freigebig und gastfrei, anfangs etwas allzu ceremoniell, bei öfterem Umgang aber bald intim. Der Arequipaner ist nicht ganz so phlegmatisch wie der Küstenbewohner und auch nicht so melancholisch wie der Bewohner des Innern.

In Perú herrscht überall der strenge Katholizismus, der Bewohner von Arequipa aber ist geradezu fanatisch. Das Gesetz duldet nicht die Ausübung einer anderen Religion. Der Kultus wird öffentlich zur Schau getragen durch häufige Prozessionen, Kirchenfeste mit lärmender Musik und Feuerwerk, das viel Geld verschlingt. Überall im Lande ist der Priester mächtig, in Arequipa aber Herrscher. Die Stadt ist Bistum und zählt viele Männer- und Frauenklöster.

Perú hat eine konstitutionelle Regierung, welche in der Hauptstadt Lima residirt. Das Departement Arequipa wird von einem Präfekten administriert. Die Provinzen stehen unter Subpräfekten. Der Präsident der Republik wird vom Volk auf vier Jahre gewählt, bei welcher Gelegenheit gern Unruhen, wo nicht gar grosse politische Umwälzungen entstehen. Besonders Arequipa war stets ein Revolutionsherd. Schon mehr als einmal wurde von hier aus die Regierung zu Lima gestürzt. Gemeine Verbrechen, wie Mord und Überfall, gehören dagegen zu den Seltenheiten; nur Diebstähle kommen häufiger vor.

Der Staat unterhält einige Bataillone schlechtbesoldeter Miliztruppen. Die Nationalgarde, der alle Bürger angehören müssen, hält an Sonntagen in Civilkleidung und mit Holzknüppeln Marschübungen ab, was uns Europäern recht lächerlich vorkommt, besonders wenn man dabei Offiziere in Cylinder und barfüssige Soldaten sieht.

Die Hauptnationaltage sind der 28. Juli zur Feier der Unabhängigkeitserklärung von 1821 und der 2. Mai, der Tag der Seeschlacht in Callao von 1866, wo die Spanier vergeblich den letzten Versuch machten, den Peruanern ihre Unabhängigkeit zu entreissen.

Der Stolz der Söhne von Arequipa, welche sich *hijos*, und der Töchter, die sich *hijas del Misti* (Söhne und Töchter des Misti) nennen, ist unbegrenzt. Sie zählen sich zu den Küstenbewohnern und geben nicht zu, dass man die 172 Kilometer Distanz vom Meer

und die hohe Lage in Rechnung zieht. Der junge Arequipeñer der besseren Gesellschaft ist wie für den Salon geboren, äusserst zuvorkommend und galant, besonders gegen das weibliche Geschlecht, dagegen scheut er sich vor anstrengender Arbeit und hält dieselbe bei seiner natürlichen Begabung unter Kavalierswürde. Was Beruf und Beschäftigung anbetrifft, so besteht die weisse, einheimische Bevölkerung zum grössten Teil aus Beamten und Militärs, dann folgt ein Heer von Advokaten und Geistlichen, denen sich Ärzte, Ingenieure, Landwirte und Minenbesitzer (*Mineros*), aber nur wenig Kaufleute und Gewerbetreibende anschliessen. Die wirklich arbeitenden Klassen: Kaufleute, Händler, Handwerker etc. rekrutieren sich hauptsächlich aus den weniger bemittelten Bevölkerungsschichten.

Vor dem chilenisch-peruanischen Krieg, also vor 1879, als das Land noch viel Guano und Salpeter besass und exportierte, fanden sehr viele Peruaner ihren Verdienst als Staatsangestellte und es lebten die Familien sorglos in den Tag hinein, als ob es nie anders werden könnte. Nun sind die Guanolager erschöpft und der Salpeter in den Händen der Chilenen, so dass nach dem Krieg viel Armut unter die Bevölkerung gekommen ist. Dagegen finden diejenigen, welche wirklich arbeiten wollen, immer noch Verdienst genug. Das Land ist ja fruchtbar und muss nur bewässert werden. Circa zwei Tagreisen weit nach dem Innern befinden sich in der Höhe von 4800 M. die silberreichen Minen von Cailloma, die schon unter den Spaniern und Portugiesen ausgebeutet, dann nach der Losreissung Perús vom Mutterlande verlassen, seit wenigen Jahren aber neuerdings mit gutem Erfolg betrieben wurden. Die bedeutendste Mininggesellschaft ist die englische Cailloma Silver-Mining-Company. In der letzten Zeit gewinnt man auch Wismut und Borax.

Eine eigentliche Landesindustrie giebt es nicht, aber es existieren Eisengiessereien, Gerbereien, Seifen- und Cigarettenfabriken und Bierbrauereien, welche jedoch wegen des salzigen Wassers und in Ermanglung von Eiskellern nie gutes Bier liefern können. Unter den Gewerbetreibenden sind am zahlreichsten die Schuster und Schneider vertreten, dann giebt es Hutmacher, Tischler und Sattler und andere Berufsleute, welche bei offener Türe in kleinen Lokalen an der Strasse arbeiten. Die Haupteinnahmequelle liegt im Wollhandel mit den Indianern, welche aus dem Innern mit ihren beladenen Llamaherden kommen, auch in den Erträgen an Zucker und Reis aus den Tälern und im Mais, dem Hauptnahrungsmittel, das nebenbei noch zur Bereitung des Maisbiers (*chicha*) dient.

Der Engros-Handel liegt in Händen von etwa einem Dutzend fremder Firmen verschiedener Nationalitäten. Die Deutschen herrschen vor und gewinnen den Engländern immer mehr Boden ab. In früheren Jahren, als die Schiffsgelagenheiten noch seltener waren, wurden die Grossisten von den Händlern bei neuen Ankünften überstürmt; heutzutage muss der Kaufmann den Händler aufsuchen, um zum Geschäft zu kommen. Ehedem war das Geschäft solider als heute, man verkaufte gern auf sechs Monate Ziel und war froh, wenn der Kunde keine Fakturen diskontieren liess. Jetzt wird nur noch auf kurzes Ziel von 1 bis 2 Monaten an ganz sichere Kunden oder gegen bar mit Disconto verkauft. Perú hat nur Silbergeld und man kann sich denken, welche grossen Verlusten der Kaufmann bei der fortschreitenden Silberentwertung in den letzten Jahren ausgesetzt war und noch ist. Er muss deshalb seine Operationen, wenigstens was Zielverkäufe anbetrifft, einschränken. Anfangs der Achtziger-Jahre hatte der Sol, die einheitliche, dem Taler oder Piaster entsprechende Landesmünze, einen Kurs von Fr. 4. 20. Dann sank der Wert Ende 1893 bis auf Fr. 3 und jetzt beträgt er gar nur Fr. 2. 40 oder noch weniger. So oft der Kurs sinkt, steigen die Warenpreise, und die nächste Folge ist, dass der an die alten Preise gewöhnte Käufer sich sträubt, mehr auszulegen, das Geschäft daher stockt. Andererseits kann der Kaufmann für die Landes-Exportprodukte mehr bieten, — dem Produzenten eine etwelche Entschädigung für die höheren Preise, die er für die importierten Waren bezahlen muss.

Die Eingangszölle sind sehr hoch, ja sie kommen oft dem Wert der Waren gleich. Sie ersetzen eben die fehlenden direkten Steuern; denn die Grundsteuer, die Industrie-Patente und die Kopfsteuern werfen dem Staat wenig ab. Das Magazin eines Importeurs gleicht einem Bazar, wo man alles käuflich vorfindet. Eine genaue Statistik der über Mollendo eingeführten Waren ist sowohl der vielen Verkehrsstörungen als auch der mangelhaften Verwaltung wegen nicht erhältlich. So kann der Wert und die Provenienz nicht mit Sicherheit angegeben werden. Doch dürfte der Import kaum die Summe von 4 Millionen Soles erreichen. Den ersten Rang nimmt dabei wohl immer noch England mit seinen Baumwollwaren, Eisen, Kohlen u. s. w. ein, doch ist es in manchen Artikeln schon von Deutschland, welches billigere Waren liefert, überflügelt worden. Auch von den Vereinigten Staaten werden grosse Anstrengungen gemacht, um England aus dem Felde zu schlagen, und zwar in einzelnen Artikeln, wie Baumwolle und Eisenwaren, schon mit recht gutem Erfolg. Es ist wohl nicht

zu viel gesagt, wenn man annimmt, dass zwei Drittel des ganzen Imports englischen und deutschen Ursprungs sind, während sich ein Drittel unter Frankreich, Belgien, Holland, Italien, die Vereinigten Staaten, die Schweiz u. s. w. verteilt. Was speziell die Einfuhr von schweizerischen Artikeln betrifft, so beschränkt sie sich auf einige wenige, wie Elastiques, Uhren, Seidenbänder, Stickereien etc.

Von Arequipa werden über Mollendo folgende Artikel exportiert: Alpaca-, Schaf- und Vicuña-Wolle, Häute, Cocablätter, Chinarinde, Borax, Kaffee, Rataña-Wurzeln, Silber- und Kupfererze, Zinn, Wismut und etwas Wasch- und Minengold. Es sind dies meistens Produkte, welche aus den Departementen Puno und Cuzco, zum Teil auch aus Bolivia stammen.

1887 hat sich in Arequipa eine aus den ersten Kaufleuten bestehende Handelskammer gebildet, deren Zweck es ist, die Handelsinteressen zu fördern und zu schützen und eventuell unter dem Handelsstand entstehende Streitigkeiten schiedsgerichtlich zu erledigen.

Die Europäer sind gar nicht zahlreich, ich rechne deren circa 250 bis 300. Es giebt am meisten Italiener und Deutsche, in etwas kleinerer Zahl Engländer, Franzosen und Spanier. Schweizer mögen je nach der Zeit ca. ein halbes Dutzend sein. Die Fremden geben den Ton an und ergreifen gewöhnlich die Initiative bei den verschiedenen Unterhaltungs- und Sportklubs. An Sonntagen fanden wir Zerstreung im internationalen Kegelklub, auf der Rennbahn, bei Spazierritten in der Umgebung etc. Es existiert auch ein Lese- und ein Philharmonischer Klub, sowie ein Theater, in welchem ambulante Truppen hie und da Vorstellungen geben. Den Eingebornen sagen dagegen mehr die Stier- und Hahnenkämpfe zu, wo es nach spanischer Sitte oft noch recht roh zugeht.

Überhaupt ist der Peruaner sehr für Amusements und besonders für gegenseitige Besuche eingenommen. Die Eingebornen zeigen sich aber auch zuvorkommend und in einem Grade gastfreundlich, von dem man sich hier keinen Begriff macht. Die Fremden sind bei den Familien der Eingebornen, besonders wo heiratsfähige Töchter sich finden, sehr gerne gesehen, und ist man nur einmal vorgestellt, so wird man zu den Freunden des Hauses gezählt und hat das Recht, andere Freunde mitzubringen. Bei einem Gastmahl tauschen die Herren und Damen gegenseitig die besten Bissen (*bocaditos*) aus welche unter den liebenswürdigsten Phrasen mit der Gabel gereicht werden. Die Speisen sind alle sehr mit Aji (spanischer Pfeffer) ge-

würzt, so dass einem die Augen übergehen. Gebratene Meerschweinchen werden beim Lunch bevorzugt. Es ist Sitte, nie zu trinken, ohne die ganze Gesellschaft oder einen einzelnen Bevorzugten zum Mittrinken aufzufordern und *salut* (soviel als Prosit) zu sagen. Man ist der Meinung, dass es bei einem Gesellschaftsabend nur gemütlich gewesen sei, wenn alle Gäste mehr oder weniger angeheitert nach Hause gehen, und es glauben die Eingebornen, die grösste Aufmerksamkeit bestehe darin, die Leute beständig zum Trinken aufzufordern und durch eigenes Beispiel zu verpflichten. Besonders heiter und ausgelassen geht es zur Karnevalszeit zu. Da bombardieren sich Herren und Damen mit Eierschalen, die farbiges Wasser enthalten, und es herrscht dann die Freiheit, in irgendeinem Haus, wo gespielt wird, mit Eierwerfen, Spritzen etc. den Eintritt zu erzwingen, worauf man sich kübelweise mit Wasser begiesst und mit Puder und Mehl einreibt, um schliesslich zum Tanzen und Trinken überzugehen.

Ein Ankommender, der zur besseren Gesellschaft gehört, wird immer zuerst besucht und hat den Besuch dann zu erwidern. Verlobte machen keine Besuche, halten ihre Verlobung überhaupt geheim. Einige Zeit nach der Vermählung zeigen sie diese durch Karten an und werden dann zuerst besucht. Schickt man einer Familie keine Anzeige, so deutet man damit an, dass man nicht in geselligen Verkehr mit ihr treten wolle. Bei Zusammenkünften wird viel musiziert und getanzt, aber nur Walzer und Quadrillen. Wenn es etwas lustiger hergeht, tanzt man noch öfter den Zambacueca, wobei sich Tänzer und Tänzerin frei gegen einander bewegen und das Taschentuch schwenken.

Trauungen und Taufen finden gewöhnlich nachts statt. Wenn die Damen in die Kirche gehen oder keine grosse Ausgeh-Toilette machen wollen, hüllen sie den ganzen Oberkörper bis über den Kopf in ein schwarzes Tuch von Merino oder Kaschmir (*Manta*), wobei oft nur die Augen oder die Nasenspitze sichtbar sind. Bloss wenn sie erkannt sein wollen, schlagen sie das Tuch etwas zurück. Damen muss man stets auf der Häuserseite gehen lassen. Bei den Männern sieht man hie und da den spanischen Radmantel, der kühn über eine Schulter geschlagen wird. Im übrigen ist die Bekleidung ganz europäisch.

Bei einem Leichenbegräbnis reiten sämtliche Teilnehmer hinter der Leichenkarosse nach dem ca.  $\frac{3}{4}$  Stunden entfernten Friedhof, wo die Leichen in übereinanderliegenden, in Fächer abgetheilten Nischen eingemauert werden. Nur Männer beteiligen sich an einem Begräbnis, Frauen und die näheren Angehörigen des Verstorbenen bleiben zu

Hause. Protestanten und Selbstmörder kommen in eine besondere, vom allgemeinen Friedhof durch eine hohe Mauer getrennte Abteilung.

Die Kirchen haben gewöhnlich keine Sitzplätze; solche werden nur bei besonderen Anlässen angebracht. Die Damen lassen daher Betstühle von ihren Dienerinnen nachtragen. Andere nehmen kleine Kirchenteppiche mit, worauf sie knien oder kauern.

Eine Weihnachtsfeier, wie bei uns, kennt man dort nicht. Statt des Christbaums werden auf einem über dem Tisch sich erhebenden, terrassenartigen Gerüste die Geburt Christi darstellende Figuren aufgestellt und daneben Flimmerzeug, Nippsachen und viele Lichter gesetzt (*nacimientos*). Den Übergang ins neue Jahr feiern die Fremden mehr als die Einheimischen.

Arequipa ist durch Handelsinteressen mit Cuzco sehr eng verbunden. Diese Stadt liegt, circa 120 Wegstunden nördlich von Arequipa, beinahe auf dem 13. südlichen Breitengrad. Die Reise dahin ist weniger beschwerlich als umständlich. Man kann sie bequem in sechs Tagen machen, nämlich zwei Tage per Bahn und gewöhnlich vier Tage auf dem Reittier. Interessant ist die Tour insoweit, als man Gelegenheit hat, die erste Kordillerenkette bequem im Eisenbahnwagen zu passieren und die Bergkolosse auch von der anderen, Arequipa abgewandten Seite kennen zu lernen. Zuerst geht es über eine 480 M. lange, 20 M. hohe eiserne Brücke. Dann zieht sich die Bahn, ziemlich stark ansteigend, in grossen Zickzacklinien an dem Thermalbad von Jura vorbei, um den Chanchani herum bis hinter den Misti, wo sich in einer Höhe von 3800 M. ein enormes Plateau (*Pampa de arrieros*) ausbreitet. Auf der ganzen Strecke giebt es nur einen einzigen, kurzen Tunnel, denn alle Höhenzüge werden auf Umwegen umfahren. Statt ihrer sieht man aber kolossale Einschnitte. Die Bahn geht dann noch weiter bergan und erreicht bei der Station Crucero alto, 189 Kilometer von Arequipa weg, eine Höhe von 4400 M. Viele Passagiere bekommen unterwegs die Bergkrankheit, *Soroche* genannt. Die dünne Luft erregt nämlich eine grössere Herzthätigkeit, welche sich in Nasenbluten, Herzklopfen, Erbrechen, Ohnmachten und Kopfweh kundgiebt, und es verlieren sich diese Übel erst wieder beim Abwärtsfahren. Schneefall kommt auf dieser Höhe öfters vor, nur hält sich der Schnee nicht lange. Man fährt zwischen zwei Bergseen (Lagunillas) hindurch, die in Form und Grösse dem Vierwaldstätter- und dem Zugersee gleichen, nur dass die Umgegend ganz öde und keine Spur menschlicher Existenz zu bemerken ist.

Hie und da sieht man in der Ferne Herden von weidenden Alpacas, Llamas und Schafen, dann und wann auch die von dem spärlichen Gras sich ernährenden wilden Guanacos und die etwas kleineren, wegen ihrer seidenartigen, braunen Wolle häufig gejagten Vicuñas. Nach einer zehnstündigen Fahrt erreicht man Juliaca, das 350 Km. von Arequipa entfernt ist und 3880 M. ü. M. liegt. Hier zweigt sich die Bahn. Die Stammlinie führt noch bis Puno am Titicacasee. Dieser ist eine Wasserfläche etwa so gross wie  $\frac{1}{5}$  der Schweiz, aber in der beträchtlichen Höhe von 3808 M. Zwei kleine Steamer verkehren in ca. 12stündiger Fahrt zwischen dem peruanischen Hafen von Puno und dem entgegengesetzten bolivianischen Chililaya. Von dem erwähnten Juliaca weg gelangt man am zweiten Tag in neun bis zehn Stunden nach der Endstation Sicuani, nachdem man vorher einen Bergpass, die sogenannte Raya, d. i. die Wasserscheide, passiert hat. Auf der Höhe derselben, ca. 4200 M. ü. M., befinden sich ein kleiner See und so warme Quellen, dass man ein Ei darin kochen kann. Der See giebt auf beide Seiten Wasser ab: ein Teil fliesst nach Südosten dem Titicacasee zu, ein anderer, zuerst Vilcanota und nachher Urubamba genannt, nordwärts in den Ucayali, einen Zufluss des Amazonenstroms. Die Scenerie auf der Raya ist grossartig. Hier hat man das mächtige Schneegebirge der Anden vor sich, das gewiss noch kein Tourist erstieg. Da haust der Kondor, die Biscacha (Hase) und verschiedene Arten Rehe und Hirsche. Von Sicuani, einem grössern Indianerort, geht es auf dem Reittier, stets dem Fluss entlang, bis Cuzco. Das Tal, das immer noch über 3000 M. hoch liegt, ist mit fruchtbaren Kornfeldern bedeckt. Die circa 35 Wegstunden betragende Strecke macht man je nach Konvenienz und Fähigkeit der Tiere in drei bis vier Tagen. Mit Familie brauchte ich 5 Tage, da Kinder und viel Gepäck das rasche Vorwärtskommen hinderten. Das ältere meiner Kinder wurde von einem berittenen Burschen vor sich hin auf einem am Sattelknopf befestigten Kissen gehalten und das kleinste trug ein uns zu Fuss begleitender Indianer unter einem aufgespannten Entoutcas in seinen Poncho eingeschlagen nach Landessitte auf dem Rücken. Alle paar Stunden trifft man ein Indianerdorf oder eine Häusergruppe mit einer Farm an. Wenn man bekannt ist, wie ich es war, so kann man irgendwo Halt machen und eine Schlafstätte verlangen. Hôtels giebt es nicht. Die Gutsbesitzer, gewöhnlich Mischlinge oder civilisierte Indianer, sind gegen Bekannte gastfreundlich. Man nimmt an ihren etwas unappetitlichen Mahlzeiten teil und ist froh, wenn man ein leeres Zimmer als Obdach bekommt, wo man seine selbst-

mitgebrachten Matratzen und Decken ausbreitet. An dem Gastgeber revanchiert man sich mit einem Trunk Cognac oder einem anderen Getränk und bezahlt ihm nur mit einer Kleinigkeit das Futter der Tiere. Eine solche Reise bringt ein tägliches Aus- und Einpacken eines kleinen Haushaltes mit sich. Es ist in Cuzco Sitte, dass Freunde und Bekannte einem Ankommenden auf 1 bis 2 leguas entgegenreiten und ihn bis zu seinem Absteigquartier begleiten. Ebenso bekommt man von einem grossen Tross (*caballada*) eine Strecke weit das Geleite, wenn man die Stadt für längere Zeit verlässt.

Cuzco hiess früher Kosko, in der Landessprache *Kechua*, d. h. Nabel oder Mittelpunkt. Es war die Hauptstadt der Urbewohner des Reichs der Inkas, welches Wort so viel als König bedeutet. Die Stadt soll zu Anfang des elften Jahrhunderts von dem Inka Manco Kapac gegründet worden sein. Die Inkas waren Sonnenanbeter und nannten sich *hijos del sol* (Söhne der Sonne). Daher mag es auch kommen, dass das Wappen von Perú eine Sonne hat und die einheitliche Münze auch *sol* (Sonne) heisst. Anno 1533 wurde Cuzco durch den Spanier Francisco Pizarro erobert, jenem Barbaren, dem der gefangene Inka Atahualpa für seine Freiheit ein ganzes Zimmer voll Gold- und Silberbarren versprach und durch seine Untertanen auch beinahe zusammenbringen liess. Aber anstatt ihm die Freiheit zu schenken, befahl der Spanier unter einem Vorwand dennoch, ihn samt seinen Getreuen umzubringen. Dass die Indianer bis auf den heutigen Tag die Weissen, welche sie mit den Spaniern auf gleiche Stufe stellen, als Eindringlinge hassen, ist zu begreifen.

Die heutigen Indianer (*Indios*), welche hier im Innern wohl neun Zehntel der Bevölkerung ausmachen, geniessen keinen Schulunterricht und haben überhaupt gar keine Bildung. Der Staat nimmt sich ihrer kaum an. Weil sie weder lesen noch schreiben können, werden sie bei den Wahlen nicht zugelassen. Man behandelt sie als eine Art Leibeigene. Von den Gutsbesitzern bekommen sie ein kleines Stück Land für sich zum Bebauen und müssen dafür die Güter des Lehns Herrn bearbeiten, sowie ihm für irgendwelche häusliche Dienstverrichtungen zur Verfügung stehen.

Die Indianer haben eine rotbraune Gesichts- und Hautfarbe, dichtstehendes schwarzes Haar, sind kräftig gebaut und grosser Anstrengungen fähig. Die Cuzco-Indianer im besondern zeichnen sich durch ihre Grösse und ihre Habichtsnasen aus. Die Männer tragen je nach der Gegend einen oder mehrere 40 — 50 cm. lange Zöpfe,

die Weiber deren wohl über 20, welche in kleinen Strängen herabhängen. Den Neuangekommenen zeigen sie sich unterwürfig und demütig, sind dabei aber misstrauisch, lügenhaft, falsch und dem Weissen gegenüber verschlossen. Sie kauen fast den ganzen Tag Coca, weshalb sie enorme Strapazen ertragen können. Ein Indianer läuft, wenn es sein muss, mehrere Tage neben einem berittenen Reisenden, wofern er nur seine Coca und etwas Mais hat. Grosse Freunde vom Zucker-Branntwein, den sie vor Ankunft der Spanier noch nicht gekannt haben, berauschen sie sich häufig, und man glaubt, dass dies viel zur grossen Sterblichkeit beiträgt.

Krankheiten kurieren die Eingebornen mit gewöhnlichen Hausmitteln, und zwar nur äusserlich. So wurden mir, als ich am Nervenfieber darniederlag, lebendig aufgeschlitzte Katzen und Meerschweinchen auf Unterleib und Fusssohlen gebunden, welche den Krankheitsstoff herausziehen sollten. Vieles wird nur mit Talg und Urin, sogar mit Kuhmist kuriert. Allopathische Ärzte giebt es auch, doch darf ihre Weisheit angezweifelt werden.

Beim Gruss ziehen die Indianer, Männer und Weiber, mit beiden Händen den tellerförmigen Hut ab und sagen „*Ave Maria purissima*“, worauf der Gegrüsste antwortet: „*Sin pecado concebido*“, welche Phrase noch aus der Zeit der spanischen Herrschaft herrührt. Sonst sprechen die Indianer kein Spanisch, nur ihre eigene Muttersprache Kechua, die über das ganze Hochland bis nach Bolivia hinein verbreitet ist, ausgenommen die Gegend um den Titicacasee herum, wo wieder das *Aymará* gesprochen wird. Bloss die gebildeten Indianer reden nebenbei noch spanisch, aber stets mit dem Kechua-Accent. Gleich den Kindern rechnen die Eingebornen mit Maiskörnern und Kaffeebohnen. Die Weiber werden von ihren Männern oft und gründlich geprügelt, sind jedoch damit einverstanden, ja sehen darin sogar ein Zeichen ehelicher Zuneigung.

Um Cuzco herum und in Cuzco selbst existieren noch viele cyklopische Mauern. Besonders berühmt ist der Sacsahuaman, die Überreste des Sonnentempels und der Festung bei Cuzco, dann die Festung in Pissac und die in Ollantaitambo. Diese grandiosen Werke bestehen aus enormen, oft mehrere Mannshöhen übereinander getürmten, unregelmässigen Steinen, welche aber so genau ineinander passen, dass man keine Stecknadel in die Fugen stossen kann. Sie wurden meilenweit hergebracht, und man kann die Stelle noch sehen, wo man sie einst weggenommen hat. Man fragt sich staunend, welche

Instrumente die Menschen dazu benutzt und auf welche Weise sie die riesigen Lasten transportiert und in die gewünschte Höhe gebracht haben. Gelehrte, welche jene Stätten besuchten, können sich darüber keinen andern Aufschluss geben, als den, dass diese cyklopischen Werke von einem viel ältern, höher gebildeten Volke herstammen, als dasjenige ist, welches die Spanier angetroffen haben.

Die ethnologischen Gegenstände, welche ich aus Cuzco mitgebracht habe, stammen wahrscheinlich aus der Zeit der Inkas, der Nachkommen jener Ureinwohner, welche die geschilderten Bauten hinterlassen haben, und wurden meistens in Grabstätten, an kaum zugänglichen, überhängenden Felspartien bei den Mumien gefunden. Sehr interessant sind die Stein- und Tongegenstände, aber nicht minder die Götzen und Topos (Busennadeln) von Gold, Silber und Champi, einer Mischung von Kupfer und Gold. Vor sechs Jahren erwarb ich im Auftrag des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin die berühmte Centeno'sche Sammlung der Gebrüder Romainville in Cuzco und lieferte sie persönlich in Berlin zur grossen Zufriedenheit des Herrn Direktor Dr. Bastian ab. In Privathänden befinden sich in Cuzco noch zwei Sammlungen von gleicher Bedeutung, wovon ich Kataloge und Photographien besitze.

Das Klima ist gesund, nur etwas rauher als in Arequipa, was sich aus der höhern Lage (3468 m) erklärt. Trotzdem trifft man noch auf dieser Höhe Colibris und Papageien an. Ich hatte in Cuzco ein Sperlingspapageinest unter dem Dach des Hauses. Europäisches Gemüse und Obst ist spärlich, dagegen erhält man alle Arten tropischer Früchte, wie Ananas, Orangen, Bananen, Chirimoya, Tunas, Paltas u. s. w., sehr billig aus den naheliegenden Tälern. Kartoffeln und Mais bilden die Hauptnahrung. Um die Kartoffeln für jahrelanges Aufbewahren haltbar zu machen, bringt man sie auf besondere Weise zum Gefrieren und entzieht ihnen durch Trocknen alles Wasser, so dass sie beim Kochen erst aufgeweicht werden müssen. In diesem Zustand heissen sie Chuños. Ihr Geschmack ist süsslich. Zwei Tagereisen oder ca. 20 Wegstunden von Cuzco weg wächst schon Zuckerrohr. In vier Tagereisen gelangt man in die an Brasilien grenzende Wildnis von Paucartambo, grosse, mit Urwald bewachsene Pampas, wo sich viele wildlebende Stämme, Chunchos genannt, aufhalten. Es sind dies wahrscheinlich Indianer, welche bei Eroberung des Landes durch die Spanier sich dahin zurückgezogen haben, nackt herumgehen und von Pflanzenkost und

Jagd leben. Mehrere in früheren Jahren ausgeführte Expeditionen, welche die von den Spaniern angelegten, aber durch die wilden Chunchos zerstörten Plantagen an der Grenze der Wildnis wiedergewinnen sollten, schlugen fehl und brachten den Unternehmern grosse Verluste. Der Cuzco-Präpekt Latorre, der vor 18 Jahren mit bewaffneten Leuten hineinging, wurde von Pfeilen der Chunchos getötet. Nun ist einer meiner Freunde, ein Deutscher, vor einigen Jahren mehrmals in die gleichen Regionen vorgedrungen, um die Wilden auf friedlichem Wege sich zu Freunden zu machen und dann das überaus fruchtbare Land der Kultur zurückzugewinnen, besonders aber den dort massenhaft vorkommenden Kautschuk und Gummi flussabwärts über Pará zu exportieren, ähnlich wie es seit Jahren schon am Benifluss in Bolivien geschieht. Es ist ein sehr gewagtes Unternehmen, denn in früheren Zeiten benahmen sich die Wilden anfänglich auch friedlich und überfielen erst die Plantagen, wenn sie wenig bewacht waren und eine reiche Ernte boten. Von wilden Tieren hört man aus jenen Gegenden wenig. Man kennt den Puma, welcher aber selten den Menschen angreift, dann eine kleine Bärenart, die sich mehr von Mais und Früchten nährt. Vereinzelt kommen Tapire und Jaguare vor.

Als Stadt macht Cuzco auf den Neuankommenden einen düstern, melancholischen Eindruck. Die Strassen sind unregelmässig und eng gebaut. Das schlechte Pflaster dacht sich von beiden Seiten der Gassen nach der Mitte zu ab und bildet so eine Art Rinnen, die aber eher offenen Kloakenkanälen gleichen. Welch ein Unterschied gegen das saubere Arequipa! Die zahlreichen Kirchen und Klöster sind dagegen auch hier prachtvoll und besonders im Innern luxuriös ausgestattet.

Die Häuser haben ein Stockwerk mit ca. 1 m dicken Mauern aus Lehmziegeln. Die überhängenden Dächer sind mit roten Ziegeln bedeckt, entbehren aber der Dachrinnen, so dass man trotz Schirm bei schlechtem Wetter nass wird. Einem Europäer muss das Fehlen von Aborten auffallen. Es giebt solche nur in ganz wenigen Häusern. Als Ersatz dient der innere offene Hof oder die öffentliche Strasse. Die Alameda, ein öffentlicher Spazierplatz, ist mehr ein Tummelplatz der Hunde und schlechten Gesindels. Wagen giebt es auch hier nicht. Wenn man sich zur Stadt hinausbegeben will, so besteigt man ein Reittier. Nur die Indianer gehen stets zu Fuss und zwar in Sandalen. Die niedern Schulen werden bloss von den Kindern

der Mestizen besucht, mit welchem Namen man eine ganze Musterkarte von Rassenbildungen bezeichnet. Dass sie sehr schlecht sind, hängt mit der kärglichen Besoldung der Lehrer zusammen. Was die sogen. Universität bietet, kann man sich auch denken. Leute mit Brillen findet man nur unter den Fremden.

Die Stadt zählt ca. 30,000 Einwohner. Unter den ca. 100 Fremden sind am zahlreichsten die Italiener und dann die Deutschen. Als ich dort wohnte, war nur noch ein einziger Schweizer neben mir. Einige Tagereisen von Cuzco weg hat sich vor zwei Jahren in einem fruchtbaren Tal eine kleine deutsche Vegetarianerkolonie niedergelassen, welche fern von jeglicher Civilisation für sich naturgemäss leben wollen. Es sind gebildete Leute, Herren und Damen, und sie stehen unter dem Schutze des deutschen Konsulats, welches ich die Ehre hatte zu vertreten. Sie nähren sich lediglich von rohen Früchten, die sie am Ort selbst pflanzen und kleiden sich nur in Stoffe, die aus Pflanzenmaterial bestehen. Jene Gegend soll wegen des warmen Klimas ihren Zwecken am meisten entsprechen und sie fühlen sich so glücklich wie im Paradiese.

Die Engros-Import- und Export-Häuser von Cuzco, vielleicht ein halbes Dutzend, sind fast alle Filialen der fremden Firmen von Arequipa. Der Kleinhandel liegt ganz in den Händen der Eingebornen. Aus den naheliegenden Tälern kommen Landesprodukte wie Coca, Kaffee, Anis, Cacao, Tabak, Cochenille, Zucker und etwas Wasch- und Minengold auf den Markt. Es wird gewiss dem Wert nach mehr exportiert als importiert, weshalb in Cuzco noch ein ganz nettes Geschäft gemacht werden kann, wenn nur das Leben unter diesem halbcivilisierten Volk etwas angenehmer wäre.

Die Landesindustrie beschränkt sich heutzutage hauptsächlich auf Handweberei, welche die ordinären Woll-Bekleidungsstoffe der Indianer, dann Ponchos, Bufandas aus Vicuña- und Alpacawolle herstellt. Die Holzschnitzerei, die unter den Spaniern florierte, ist ganz verschwunden. Eine halbe Tagereise von Cuzco weg, mitten im Wolldistrikt, besteht die Tuchfabrik Lucre, welche der peruanischen Familie Garmendia gehört und den Leuten ein schweres Geld einbringt, obschon sie seit Jahr und Tag die gleichen Dessins in nur zwei Farben fabrizieren. Hätte der Europäer in diesen Gegenden mehr Garantie für Eigentum und Person, so wäre Cuzco ein sehr lohnendes Feld für derartige Unternehmungen.

Der Verkehr mit der Küste geht über Arequipa. Die Waren werden entweder auf Maultieren bis Sicuani und dann per Bahn in zwei Tagen nach Arequipa gebracht, eine Reise von 6—7 Tagen, oder ausschliesslich auf Maultieren über die Kordilleren befördert, was 12—14 Tage in Anspruch nimmt. Solch eine Maultierherde (Recua) besteht je nach dem Reichtum des Besitzers (arriero) aus 10, 20 und mehr Tieren. Je auf 5—6 Tiere kommt ein berittener Treiber (peon). Voraus geht ein unbeladenes Pferd, gewöhnlich eine Schimmelstute, mit einer Glocke am Hals, welche die Mulas nachlockt, ihnen den Weg zeigt und sie auch nachts zusammenhält. Die schnellergehenden Mulas, welche dem Leitpferd folgen, bekommen ebenfalls Schellen. Ein Maultier trägt 3—4 Ctr. Schwere Stücke, wie Pianos, die 6—7 Ctr. wiegen, lädt man auf Tragbahren, die zwischen zwei hintereinandergehenden Tieren angebracht werden. Für den Transport kommen auch Esel, welche bis zwei Centner tragen, für leichte Ladung bis einen Centner die sehr nützlichen Llamas zur Verwendung. Die Patrones der Recuas sind bekannte, ehrliche Leute aus Arequipa, denen der Kaufmann oft ein bedeutendes Kapital in Waren und Geldrimessen anvertraut. Gewöhnlich reisen mehrere Maultierherden zusammen und bilden so grosse Karawanen, die vor Angriffen vollkommen sicher sind. Für einen einzelnen Reisenden giebt es übrigens auch keine Gefahren.

Vor einigen Jahren wurde die Telegraphenlinie bis Cuzco verlängert und damit dem dortigen Handel ein grosser Dienst erwiesen. Wenn sich dieses Departement kommerziell nur langsam entwickelt, so mögen die Verkehrsschwierigkeiten wesentlich dazu beitragen. Zweifelsohne wird es jedoch dank dem Produkten-Export sehr bald an Bedeutung zunehmen.

So monoton das Leben in Perú ist, so wenig geistige Anregungen es bietet und so sehr es mit Chicanen und Unbequemlichkeiten verbunden ist, so denke ich doch gern an den intimen, freundschaftlichen Verkehr zurück, den ich während meines 14jährigen Aufenthalts mit den in Perú zurückgelassenen Freunden gepflegt habe. In angenehmer, besonders heiterer Erinnerung bleibt mir die dort gut harmonisierende und zusammenhaltende Fremdenkolonie. Wenn ich auf die früheren guten Zeiten zurückschaue, so darf ich auch in geschäftlicher Hinsicht gegen das Land der Inkas nicht ganz undankbar sein.